



TAUWETTER

*... franziskanische Zeitschrift für Gerechtigkeit,
Frieden und Bewahrung der Schöpfung*

II. Vatikanum **Kirche, öffne Dich!**

**II. Vatikanisches Konzil –
Erinnerung und Auftrag**

Impressum

Redaktion Tauwetter

Peter Amendt ofm, Stefan Federbusch ofm,
Markus Fuhrmann ofm, Jürgen Neitzert ofm,
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Jürgen Neitzert ofm, Köln

Sie erreichen uns

Redaktion Tauwetter
Immermannstr. 20
Postfach 24 01 39
40090 Düsseldorf
Redtauwetter@aol.com
www.tauwetter-online.de

Gestaltung

www.kippconcept.de

Dankeschön

Tauwetter finanziert sich ausschließlich aus Spenden.
Wir möchten uns an dieser Stelle ausdrücklich bei allen bedanken,
die mit ihrem Beitrag diese franziskanische Zeitschrift mit
dem Schwerpunkt „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der
Schöpfung“ unterstützen.

Redaktion Tauwetter

Stadtsparkasse Düsseldorf (BLZ 300 501 10)
Kontonummer: 10 130 896
IBAN: DE 43 3005 0110 0010 1308 96
SWIFT/BIC: DUSSEDDXXX

Editorial

Die Überraschung war groß, als P. Johannes XXIII. am 25. Januar 1959 vor 17 Kardinälen im Kapitelsaal der Patriarchalbasilika St. Paul vor den Mauern ein neues Konzil ankündigte. Am 11. Oktober 1962 wurde es eröffnet und dauerte bis zum 8. Dezember 1965. Insgesamt 16 Dokumente verabschiedeten die Konzilsteilnehmer während der vier Konzilsperioden. Spürbar wurden für die Gläubigen vor allem die praktischen Veränderungen der Liturgie: die Verwendung der jeweiligen Landessprache, die Zelebration zum Volk an einem vorgerückten Altar, die Beteiligung der Laien. Dahinter stand jedoch ein grundlegend gewandeltes Selbstverständnis der Kirche: Kirche als pilgerndes Volk Gottes auf dem Weg. Dies schloss die Hinwendung zur „Welt“ ein. Nicht alle Beschlüsse sind in sich völlig stringent. Manche Widersprüche lassen sich auf Kompromissformulierungen zurückführen und den Versuch, möglichst vielen Vorstellungen gerecht zu werden. Daraus rührt bis heute der Streit um die rechte Absicht der Konzilsväter und die Frage, ob das Konzil nicht als unabgeschlossen zu betrachten sei und im Sinne der Teilnehmenden fortgeführt werden müsste bzw. die Fragen von heute im Geiste des damaligen Aufbruchs zu beantworten seien. Konservative Kreise innerhalb der katholischen Kirche lehnen ein solches Verständnis ab bis hin zur Nichtanerkennung ganzer Konzilsbeschlüsse wie von der Pius-Bruderschaft.

Für den Bereich Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung bedeutet die Öffnung der Kirche hin zur Welt eine Bestärkung des Engagements aus christlicher Verantwortung. Als Beispiele seien hier die „Option für die Armen“ und der „Interreligiöse Dialog“ auf der Basis der Konzilserklärung *Nostra Aetate* [NA] genannt.

Die Beiträge im zweiten Teil dieses Heftes erschienen größtenteils in den monatlichen CCFMC-News 2012, den Informationen des Grundkurses des franziskanisch-missionarischen Charismas. Ihr besonderer Reiz liegt darin, dass sie die Texte und Impulse des II. Vatikanischen Konzils mit dem franziskanischen Gedankengut in Verbindung bringen und Gemeinsamkeiten aufzeigen. Die weiteren Beiträge werden in der nächsten Tauwetter-Ausgabe veröffentlicht.

Für Franziskus war Weihnachten das „Fest aller Feste“, weil sich der unbegreifliche große Gott inkarniert = einfleischt in diese Welt, weil er ein menschliches Antlitz bekommt und sich widerspiegelt in den Gesichtern der Menschen, insbesondere der Mühseligen, Beladenen, Geschundenen, Entrechteten und Armen dieser Welt. Das II. Vatikanische Konzil trug den Orden auf, zu ihren Wurzeln zurückzukehren. Das Erbe von Franziskus und die Erneuerung durch das Konzil sind uns Verpflichtung und Auftrag zugleich an dem festzuhalten, was Gott uns im Geschenk der Weihnacht vorgelebt hat: Die Hinwendung zum Menschen.

Wir wünschen Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, ein gesegnetes Fest der Menschwerdung sowie Mut und Kraft, sich auch 2013 in den Anliegen von GFBS einzusetzen!

Ihre Tauwetter-Redaktion

Inhalt

Hoffen und Widerstehen! Botschaft der Konziliaren Versammlung vom 18.-21. Oktober 2012 in Frankfurt	6
Der Katakombenpakt Für eine dienende und arme Kirche	12
Ecclesia – quo vadis? 50 Jahre II. Vatikanisches Konzil Br. Stefan Federbusch OFM	25
Erinnerung und Verpflichtung P. Andreas Müller OFM	29
Das Volk Gottes auf dem Zweiten Vatikanum – eine Vision der Menschheit im Sinn des hl. Franziskus Prof. Dr. Elmar Klinger	32
Der Atheismus und Franz von Assisi Zur Pastoralkonstitution „Freude und Hoffnung“ des 2. Vatikanischen Konzils P. Dr. Anton Rotzetter OFM Cap	36
Franziskus und die Erklärung des II. Vatikanum ‚Nostra aetate‘ Prof. Dr. Jan Hoerberichts	40

Hoffen und Widerstehen!

Botschaft der Konziliaren Versammlung vom 18.-21. Oktober 2012 in Frankfurt

Das II. Vatikanische Konzil war der Anfang eines Anfangs: die katholische Kirche bricht auf in die moderne, plurale Welt – eine Welt, in der sich die Kluft zwischen Reichen und Armen immer mehr vergrößert. Sie entdeckt das Antlitz Jesu neu – in den Ängsten und Hoffnungen der Menschen, besonders der Armen und Bedrängten.

Das Konzil war auch die Zeit des Aufbruchs einer Kirche, die den Klerikalismus überwinden wollte. Die überkommenen kirchlichen Strukturen stehen jedoch nach wie vor einer glaubhaften Verkündigung im Wege.

50 Jahre danach setzen wir, Christinnen und Christen in Kirchengemeinden und Verbänden, kirchlichen Werken, Basis- und Reformgruppen diesen Weg fort: die Glut des konziliaren Aufbruchsfeuers neu freizulegen und zu entfachen. Als pilgerndes Volk Gottes in den Wirren und Konflikten unserer Tage eint uns der Wille, das Vermächtnis des Konzils und des konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung heute zu leben, die „Zeichen der Zeit“ zu erkennen und Alternativen zur neoliberalen Herrschaft von Kapital- und Gewinnsucht zu praktizieren.

Die Konziliare Versammlung zeigte, dass es viele christliche Gruppen und Initiativen gibt, die konkrete Schritte tun, um in unserer Welt ein menschenwürdiges und naturverträgliches Leben für alle zu ermöglichen. Sie widersetzen sich einem Denken und Handeln in Politik und Wirtschaft, das uns weismachen will, es gebe keine Alternative zur kapitalistischen Weltordnung. Die Gewissheit, dass eine andere Welt möglich ist, steht unserer Überzeugung nach in engster Verbindung mit der Reich-Gottes-Botschaft Jesu, die vom Konzil neu zu Bewusstsein gebracht wurde. Diese andere Welt Gottes scheint dort zeichenhaft auf, wo Menschen das, was zu einem würdigen Leben notwendig ist, miteinander teilen.

Uns trägt die Verheißung Jesu eines „Lebens in Fülle“ (Joh 10,10) für alle. Eine andere, eine prophetische und diakonische Kirche ist nötig und möglich; eine andere Kirche, die Gleichstellung aller Geschlechter und Lebensformen, Partizipation und Dialog, radikale Demokratie und tiefe Schöpfungsverbundenheit verwirklicht!

Wir sind Volk Gottes im Geist des Konzils, wenn wir für ein Leben aller Menschen in Würde kämpfen und die Einheit des Lebens im gerechten Tun und im Beten proklamieren.

Wir sind Volk Gottes, wenn wir mit vielen suchenden Menschen weltweit, mit feministischen sozialen und politischen Menschenrechts- und Demokratiebewegungen verbunden sind. Darin sind die Lesben-, Schwulen-, Transgender- und Intergender-Bewegungen eingeschlossen.

Wir sind Volk Gottes, wenn wir die Heiligkeit der Erde als Gottes Schöpfung achten, sie bebauen und bewahren.

Wir sind ein Volk Gottes, wenn wir die konfessionelle, religiöse und kulturelle Vielfalt respektieren.

Die biblische Botschaft vom Gott des Lebens ist für uns Zu- und Anspruch: Anders Mensch sein in einer anderen Kirche für eine andere Welt.

Von diesen Überlegungen her bestimmen wir unser zukünftiges Handeln, insbesondere während der Jahre des Konzilsgedenkens 2012–2015 und im Blick auf das 500-Jahr-Gedenken der Reformation 2017.

Nähere Informationen unter: www.pro-konzil.de

Der Katakombenpakt

Für eine dienende und arme Kirche

Gegen Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils, im November 1965, trafen sich 40 Bischöfe aus der ganzen Welt zur Messfeier in den Domitilla-Katakomben von Rom um einen Pakt einzugehen: Die Armen sollten Vorrang haben in ihrem pastoralen Wirken. Diese Selbstverpflichtung sollte nicht nur Lippenbekenntnis sein, sondern sie sollte ihr Leben verändern. Sie verpflichteten sich, auf einen überschwänglichen, reichen Lebensstil zu verzichten und sich nicht mit Ämtern und Titeln zu schmücken. Sie wollten jeden Eindruck vermeiden, dass sie bevorzugt Reiche und Mächtige hofieren oder sich hofieren lassen. In aller Einfachheit und Anspruchslosigkeit wollten sie leben und sich nicht länger um die Verwaltung von Finanzen, sondern wieder um die Menschen kümmern. Sie verpflichteten sich, Sprachrohr der Mittellosen zu sein. Ihr ganzes Leben sollte von nun an der Solidarität mit den Armen geweiht sein.

Dies ist der Pakt der 40 Bischöfe, Erzbischöfe und Kardinäle, denen sich später noch ca. 500 weitere anschließen sollten:

Als Bischöfe,

- » die sich zum Zweiten Vatikanischen Konzil versammelt haben;
- » die sich dessen bewusst geworden sind, wie viel ihnen noch fehlt, um ein dem Evangelium entsprechendes Leben in Armut zu führen;
- » die sich gegenseitig darin bestärkt haben, gemeinsam zu handeln, um Eigenbrötelei und Selbstgerechtigkeit zu vermeiden;
- » die sich eins wissen mit all ihren Brüdern im Bischofsamt;
- » die vor allem aber darauf vertrauen, durch die Gnade unseres Herrn Jesus Christus sowie durch das Gebet der Gläubigen und Priester unserer Diözesen bestärkt zu werden;

- » die in Denken und Beten vor die Heilige Dreifaltigkeit, vor die Kirche Christi, vor die Priester und Gläubigen unserer Diözesen hintreten;

nehmen wir in Demut und der eigenen Schwachheit bewusst, aber auch mit aller Entschiedenheit und all der Kraft, die Gottes Gnade uns zukommen lassen will, die folgenden Verpflichtungen auf uns:

1. Wir werden uns bemühen, so zu leben, wie die Menschen um uns herum üblicherweise leben, im Hinblick auf Wohnung, Essen, Verkehrsmittel und allem, was sich daraus ergibt (vgl. Mt 5,3; 6,33-34; 8,20).
2. Wir verzichten ein für allemal darauf, als Reiche zu erscheinen wie auch wirklich reich zu sein, insbesondere in unserer Amtskleidung (teure Stoffe, auffallende Farben) und in unseren Amtsinsignien, die nicht aus kostbarem Metall – weder Gold noch Silber – gemacht sein dürfen, sondern wahrhaft und wirklich dem Evangelium entsprechen müssen (vgl. Mk 6,9; Mt 10,9; Apg 3,6).
3. Wir werden weder Immobilien oder Mobiliar besitzen noch mit eigenem Namen über Bankkonten verfügen; und alles, was an Besitz notwendig sein sollte, auf den Namen der Diözese bzw. der sozialen oder caritativen Werke überschreiben (vgl. Mt 6,19-21; Lk 12,33-34).
4. Wir werden, wann immer dies möglich ist, die Finanz- und Vermögensverwaltung unserer Diözesen in die Hände einer Kommission von Laien legen, die sich ihrer apostolischen Sendung bewusst und fachkundig sind, damit wir Apostel und Hirten statt Verwalter sein können (vgl. Mt 10,8; Apg. 6,1-7).
5. Wir lehnen es ab, mündlich oder schriftlich mit Titeln oder Bezeichnungen angesprochen zu werden, in denen gesellschaftliche Bedeutung oder Macht zum Ausdruck gebracht werden (Eminenz, Exzellenz, Monsignore...). Stattdessen wollen wir als "Padre" angesprochen werden, eine Bezeichnung, die dem Evangelium entspricht.
6. Wir werden in unserem Verhalten und in unseren gesellschaftlichen Beziehungen jeden Eindruck vermeiden, der den Anschein erwecken könnte, wir würden Reiche und Mächtige privilegiert, vorrangig oder bevorzugt behandeln (z.B. bei Gottesdiensten und bei gesellschaftlichen Zusammenkünften, als Gäste oder Gastgeber) (vgl. Lk 13, 12-14; 1 Kor 9,14-19).

7. Ebenso werden wir es vermeiden, irgendjemandes Eitelkeit zu schmeicheln oder ihr gar Vorschub zu leisten, wenn es darum geht, für Spenden zu danken, um Spenden zu bitten oder aus irgendeinem anderen Grund. Wir werden unsere Gläubigen darum bitten, ihre Spendengaben als üblichen Bestandteil in Gottesdienst, Apostolat und sozialer Tätigkeit anzusehen (vgl. Mt 6, 2-4; Lk 15,9-13; 2 Kor 12,4).
8. Für den apostolisch-pastoralen Dienst an den wirtschaftlich Bedrängten, Benachteiligten oder Unterentwickelten werden wir alles zu Verfügung stellen, was notwendig ist an Zeit, Gedanken und Überlegungen, Mitempfinden oder materiellen Mitteln, ohne dadurch anderen Menschen und Gruppen in der Diözese zu schaden.
Alle Laien, Ordensleute, Diakone und Priester, die der Herr dazu ruft, ihr Leben und ihre Arbeit mit den Armgehaltenen und Arbeitern zu teilen und so das Evangelium zu verkünden, werden wir unterstützen. (vgl. Lk 4,18f.; Mk 6,4; Mt 11,45; Apg 18,3-4; 20,33-35; 1 Kor 4,12; 9,1-27)
9. Im Bewusstsein der Verpflichtung zu Gerechtigkeit und Liebe sowie ihres Zusammenhangs werden wir daran gehen, die Werke der "Wohltätigkeit" in soziale Werke umzuwandeln, die sich auf Gerechtigkeit und Liebe gründen und alle Frauen und Männer gleichermaßen im Blick haben. Damit wollen wir den zuständigen staatlichen Stellen einen bescheidenen Dienst erweisen (vgl. Mt 25, 31-46; Lk 13,12-14 und 33f.)
10. Wir werden alles dafür tun, dass die Verantwortlichen unserer Regierung und unserer öffentlichen Dienste solche Gesetze, Strukturen und gesellschaftlichen Institutionen schaffen und wirksam werden lassen, die für Gerechtigkeit, Gleichheit und gesamt menschliche harmonische Entwicklung jedes Menschen und aller Menschen notwendig sind. Dadurch soll eine neue Gesellschaftsordnung entstehen, die der Würde der Menschen- und Gotteskinder entspricht (vgl. Apg 2,44f; 4,32-35; 5,4; 2 Kor 8 und 9; 1 Tim 5,16).
11. Weil die Kollegialität der Bischöfe dann dem Evangelium am besten entspricht, wenn sie sich gemeinschaftlich im Dienst an der Mehrheit der Menschen – zwei Drittel der Menschheit – verwirklicht, die körperlich, kulturell und moralisch im Elend leben, verpflichten wir uns:

- › Gemeinsam mit den Episkopaten der armen Nationen dringliche Projekte zu verwirklichen, entsprechend unseren Möglichkeiten.
 - › Auch auf der Ebene der internationalen Organisationen das Evangelium zu bezeugen, wie es Papst Paul VI. vor den Vereinten Nationen tat, und gemeinsam dafür einzutreten, dass wirtschaftliche und kulturelle Strukturen geschaffen werden, die der verarmten Mehrheit der Menschen einen Ausweg aus dem Elend ermöglichen, statt in einer immer reicher werdenden Welt ganze Nationen verarmen zu lassen.
12. In pastoraler Liebe verpflichten wir uns, das Leben mit unseren Geschwistern in Christus zu teilen, mit allen Priestern, Ordensleuten und Laien, damit unser Amt ein wirklicher Dienst werde. In diesem Sinne werden wir
- › gemeinsam mit ihnen „unser Leben ständig kritisch prüfen“;
 - › sie als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verstehen, so dass wir vom Heiligen Geist inspirierte Animateure werden, statt Chefs nach Art dieser Welt zu sein.
 - › uns darum mühen, menschlich präsent, offen und zugänglich zu werden.
 - › uns allen Menschen gegenüber offen erweisen, gleich welcher Religion sie sein mögen (vgl. Mk 8,34f.; Apg 6,1-7; 1 Tim 3,8-10).
13. Nach der Rückkehr in unsere Diözesen, werden wir unseren Diözesanen diese Verpflichtungen bekannt machen und sie darum bitten, uns durch ihr Verständnis, ihre Mitarbeit und ihr Gebet behilflich zu sein.

Für eine dienende und arme Kirche

16. November 1965

Zu den ersten Unterzeichnern gehörte Dom Helder Camara

Einleitung: Br. Natanael Ganter OFM

Übersetzung des Katakombenpaktes aus dem Spanischen: Norbert Arntz

Ecclesia – quo vadis?

50 Jahre II. Vatikanisches Konzil

Br. Stefan Federbusch OFM

Der Kampf ist voll entbrannt. Der Kampf um die Deutungshoheit über die Bedeutung des II. Vatikanischen Konzils.

Jahr des Glaubens

Am 11. Oktober 2011 hat P. Benedikt XVI. mit dem Motu proprio „Porta fidei“ ein „Jahr des Glaubens“ verkündet, das vom 11. Oktober 2012 bis zum 24. November 2013 reichen soll. Es startete am 50. Jahrestag der Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils mit einer Eucharistiefeyer der XIII. Ordentlichen Versammlung der Bischofssynode, die zum Thema „Die neue Evangelisierung für die Weitergabe des christlichen Glaubens“ einberufen wurde.

Am 6. Januar 2012 hat die Glaubenskongregation eine Note mit pastoralen Hinweisen zu diesem Jahr des Glaubens herausgegeben. Die Eröffnung des Jahres fällt mit dem zwanzigsten Jahrestag der Erstveröffentlichung des Katechismus der Katholischen Kirche zusammen. Seine vertiefte Verwendung und Verbreitung ist zentraler Kern des Jahres des Glaubens. Laut P. Johannes Paul II. will der Katechismus eine Hilfe sein, „die neuen Situationen und Probleme zu beleuchten, die sich in der Vergangenheit noch nicht ergeben hatten“. Diese Beleuchtung geschieht jedoch in den klassischen Mustern. Die Frage ist, ob die herkömmliche Form eines Katechismus dafür überhaupt geeignet ist, zumal er laut Kardinal Ratzinger „aufgrund seiner Weisheit in der Darstellung und seines geistlichen Charakters immer der Grundtext für die Katechese heute bleibt“. Beleuchtet werden die

„Mysterien des Lebens Jesu“. Der Katechismus folgt dabei dem liturgischen Kirchenjahr und nimmt quasi eine historische Rückprojektion vor, anstatt umgekehrt vom Leben und von der Lehre Jesu auszugehen.

Liest man die Note der Glaubenskongregation, so hat man den Eindruck, dass der Katechismus weitaus wichtiger ist als das Evangelium selbst oder die Lektüre der Konzilsdokumente. „Gegründet auf der Begegnung mit dem auferstandenen Jesus Christus, kann der Glaube in seiner vollen Strahlkraft neu entdeckt werden.“ Von der konkreten Botschaft Jesu und des Evangeliums ist wenig die Rede, umso mehr von der „sicheren Leitung des Lehramts“.

Die Note gibt als Verständnis unseres derzeitigen Papstes wider: „Er [P. Benedikt XVI.] wies die sogenannte ‚Hermeneutik der Diskontinuität und des Bruchs‘ als irrig zurück und förderte die von ihm so bezeichnete ‚Hermeneutik der Reform‘, des einen Subjekts Kirche, die der Herr uns geschenkt hat, unter Wahrung der Kontinuität“. Auf dieser Linie liegt auch der Satz: „Die Hirten, die Gottgeweihten und die christgläubigen Laien sind eingeladen, sich in wirklicher und aufrichtiger *Treue zur Lehre des Nachfolgers Petri* neu zu engagieren.“ Es ist schon interessant, dass nicht die Treue zur Lehre Jesu bzw. zum Evangelium betont wird, sondern die Treue zur Lehre des Papstes! Der Katechismus der Katholischen Kirche wird als „authentische Frucht des II. Vatikanums“ vorgestellt und erhebt somit implizit den Anspruch, „das rechte Verständnis des II. Vatikanischen Konzils“ zu beinhalten. Insofern beansprucht der Vatikan auch über diesen Weg die Deutungshoheit über die Interpretation des Konzils, das sein Dialogangebot ja viel weiter gefasst hatte.

Bruch oder Kontinuität?

Derzeit bestimmen Schlagworte wie „Paradigmenwechsel“, „Bruch“, „völlig neu“, „Kontinuität“ bzw. „Diskontinuität“ usw. die Debatte. Der Streit um die Zukunft der Kirche hängt sich auch am Streit um die Deutung des II. Vatikanischen Konzils auf. Während die einen von einer „*Hermeneutik des Bruchs*“ sprechen, betonen die anderen die „*Hermeneutik der Kontinuität*“.

Spannenderweise benutzen sowohl die „Erneuerer“ wie die „Bewahrer“ die Rede vom Bruch; die Traditionalisten beklagen ihn als Bruch mit der kirchlichen Tradition und lehnen daher die Ergebnisse des Konzils ab (z. B. die Piusbruderschaft), die Progressiven begrüßen ihn als Paradigmenwechsel und Neuanfang. Als mittlere Position lässt sich die Meinung Benedikts XVI. verstehen, der von einer „*Hermeneutik der Reform*“ spricht, allerdings inhaltlich verstanden als Kontinuität kirchlicher Lehre.

Christian Bauer gebraucht als Schlüssel zur Interpretation das Bild von den Sternen. Die sechzehn Dokumente des Konzils seien „wie Leuchtpunkte am nächtlichen Himmel des Volkes Gottes, an denen man sich auch im 21. Jahrhundert noch orientieren kann, wenn man sie zu einem Sternbild zu verbinden weiß. Im Zentrum ihrer lehramtlichen Kon-Stellation (von lat. stella = Stern) stehen vier besonders wichtige Dokumente, denen als Konstitution kirchlicher ‚Verfassungsrang‘ zukommt und mit deren Hilfe sich die Rezeption des Konzils im deutschen Sprachraum darstellen lässt: Sacrosanctum concilium (SC), die Konstitution über die heilige Liturgie, Lumen gentium (LG), die dogmatische Konstitution über die Kirche, Gaudium et spes (GS), die pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute und Dei verbum (DV), die dogmatische Konstitution über die Offenbarung“ [Konzilsrezeption in Deutschland, Anzeiger für die Seelsorge 10/2012, S. 32-37].

Die Bischofssynode zum Konzilsjubiläum 1985 interpretierte die vier Hauptkonstitutionen als „Verständnisschlüssel für die anderen Dekrete und Erklärungen“: „Kirche Gottes [LG] – unter dem Wort Gottes [DV] – feiert die Geheimnisse Christi [SC] – zum Heil der Welt [GS]“. Problematisch an dieser Formulierung bleibt ihre binnenkirchliche Perspektive: Kirche feiert intern zugunsten der Welt. Die Sendung des Heils bleibt quasi Gott überlassen. Das Konzil hat mit dem gewandelten Selbstverständnis der Kirche aber gerade betont, dass Kirche als Sakrament des Heiles nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern um sich der Welt zuzuwenden und aus ihr zu lernen. Dem entspricht weitaus mehr der Ansatz etwa der Arbeiterpriester: „Priester (SC) verlassen das Innen ihrer Kirche (LG), gehen hinaus in die Welt (GS) und entdecken dort offenbarungsträchtige Spuren (DV) auch außerhalb der Kirchenmauern“ (Christian Bauer).

Elmar Klinger betont in diesem Zusammenhang, dass es im Rahmen einer konzilsgemäßen Theologie „mindestens zweier Orte“ bedarf, um zutreffend vom Geheimnis Gottes und des Menschen reden zu können. Hans Joachim Sander nennt dies eine „zweiheitliche Lehre“ von der Kirche. Dogma und Pastoral, Sammlung und Sendung, Kampf und Kontemplation (R. Schutz), Mystik und Politik (J. B. Metz) bedingen einander.

Bereits auf dem Konzil selbst wurde heftig gerungen zwischen einer eher kulturpessimistischen Grundhaltung und dem alten Modell der Kommher-Kirche und einer eher kulturoptimistischen Grundhaltung einer Öffnung nach außen mit dem neuen Modell einer Geh-hin-Kirche. Manchen Konzilsvätern gingen die Texte zu weit, den anderen nicht weit genug.

In seinem Buch „Wohin steuert der Vatikan“ von 1973 vertrat Reinhard Raffalt die These, dass P. Johannes XXIII. die Absicht gehabt habe, „die Kirche in so heftige Bewegung zu versetzen, dass eine Rückkehr zu ihrem fast byzantinischen Charakter unter Pius XII. unmöglich war. Schon in der ersten Periode des Konzils, die noch unter Johannes fiel, zeigten sich die Folgen. Freiheitsjubel und Fortschrittsglaube bei den Progressiven, monolithischer Verteidigungswille bei den Konservativen, dazwischen die Spannung der Ratlosen, die sich in Verfahrensfragen entlud und den Einfluss der Experten weit über deren Aufgabe hinauswachsen ließ. ‚Glaube und Recht‘ war die Devise der Beharrlichen, ‚Glaube und Zeitgeist‘ das Fanal der Reformen.“

Paul VI. zeigte sich der „neuen Kirche“ zunächst offen. „Nicht mehr Anspruch, sondern Zusammenarbeit, nicht mehr Macht, sondern Dienst, nicht mehr Autorität, sondern Diskussion waren die wünschenswerten Merkmale einer Kirche, die sich aus den Relikten einer Vergangenheit zu erheben gedachte wie der Phönix aus der Asche“ (Reinhard Raffalt).

Katakombenpakt

Dass es dabei nicht nur um Schönheitskosmetik ging, zeigt der Katakombenpakt, den am 16. November 1965 – drei Wochen vor dem Abschluss des

II. Vatikanischen Konzils – 40 Bischöfe der ganzen Welt in den Domitilla-Katakomben außerhalb Roms schlossen. Sie griffen das Leitwort einer “Kirche der Armen” auf, das P. Johannes XXIII. in seiner Rundfunkansprache vier Wochen vor der Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils am 11. Sept. 1962 ausgegeben hatte, und verpflichteten sich zu einem grundlegend anderen, nämlich evangeliumsgemäßerem Lebensstil. Ihnen schlossen sich weitere 500 Bischöfe an.

Interpretation von P. Benedikt XVI.

Seine Sicht der Bewertung hat P. Benedikt XVI. in einer Ansprache an das Kardinalskollegium vom 22. Dezember 2005 so dargelegt: „Die Hermeneutik der Diskontinuität birgt das Risiko eines Bruches zwischen vorkonziliarer und nachkonziliarer Kirche in sich. Ihre Vertreter behaupten, dass die Konzilstexte als solche noch nicht wirklich den Konzilsgeist ausdrückten. Sie seien das Ergebnis von Kompromissen, die geschlossen wurden, um Einmütigkeit herzustellen, wobei viele alte und inzwischen nutzlos gewordene Dinge mitgeschleppt und wieder bestätigt werden mussten. Nicht in diesen Kompromissen komme jedoch der wahre Geist des Konzils zum Vorschein, sondern im Elan auf das Neue hin, das den Texten zugrunde liege: nur in diesem Elan liege der wahre Konzilsgeist und hier müsse man ansetzen und dementsprechend fortfahren. Eben weil die Texte den wahren Konzilsgeist und seine Neuartigkeit nur unvollkommen zum Ausdruck brächten, sei es notwendig, mutig über die Texte hinauszugehen und dem Neuen Raum zu verschaffen, das die tiefere, wenn auch noch nicht scharf umrissene Absicht des Konzils zum Ausdruck bringe. Mit einem Wort, man solle nicht den Konzilstexten, sondern ihrem Geist folgen.“

Ähnlich hatte Joseph Ratzinger bereits im Epilog seiner „Theologische(n) Prinzipienlehre“ [Donauwörth in 2. Auflage 2005, S. 408] geschrieben, in dem er eine „Bilanz der Nachkonzilszeit“ nach 10 Jahren und eine Bewertung der „Rezeption des II. Vatikanischen Konzils“ bezogen auf die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ vornimmt. Zusammenfassend kennzeichnet Joseph Ratzinger die Reform, die das II. Vatikanische Konzil vollzog, wie folgt:

„Das Konzil musste das Verhältnis von Kirche und Moderne neu bestimmen. ... Man könnte sagen, dass sich drei Fragenkreise gebildet hatten, die jetzt, zur Zeit des Zweiten Vaticanums, auf eine Antwort warteten. Vor allem war es notwendig, das Verhältnis von Glauben und modernen Wissenschaften neu zu bestimmen; das galt übrigens nicht nur für die Naturwissenschaften, sondern auch für die Geschichtswissenschaft ... Zweitens musste das Verhältnis von Kirche und modernem Staat neu bestimmt werden, einem Staat, der Bürgern verschiedener Religionen und Ideologien Platz bot, sich gegenüber diesen Religionen unparteiisch verhielt und einfach nur die Verantwortung übernahm für ein geordnetes und tolerantes Zusammenleben der Bürger und für ihre Freiheit, die eigene Religion auszuüben. Damit war drittens ganz allgemein das Problem der religiösen Toleranz verbunden – und das verlangte eine Neubestimmung des Verhältnisses von christlichem Glauben und Weltreligionen. Angesichts der jüngsten Verbrechen, die unter der nationalsozialistischen Herrschaft geschehen waren, und überhaupt im Rückblick auf eine lange und schwierige Geschichte musste besonders das Verhältnis der Kirche zum Glauben Israels neu bewertet und bestimmt werden. [...] Es ist klar, dass in all diesen Bereichen, die in ihrer Gesamtheit ein und dasselbe Problem darstellen, eine Art Diskontinuität entstehen konnte und dass in gewissem Sinne tatsächlich eine Diskontinuität aufgetreten war. Trotzdem stellte sich jedoch heraus, dass, nachdem man zwischen verschiedenen konkreten historischen Situationen und ihren Ansprüchen unterschieden hatte, in den Grundsätzen die Kontinuität nicht aufgegeben worden war – eine Tatsache, die auf den ersten Blick leicht übersehen wird. Genau in diesem Zusammenspiel von Kontinuität und Diskontinuität auf verschiedenen Ebenen liegt die Natur der wahren Reform. [...] Man musste lernen, zu akzeptieren, dass bei solchen Entscheidungen nur die Grundsätze den dauerhaften Aspekt darstellen, wobei sie selbst im Hintergrund bleiben und die Entscheidung von innen heraus begründen.“

Joseph Ratzinger wendet hier das theologische Prinzip – zugespitzt formuliert den theologischen Kniff – an, Kontinuität und Diskontinuität unterschiedlichen Ebenen zuzuschreiben: die Grundsätze (gemeint ist die kirchliche Lehre) bleibt unverändert, während gewisse äußere Erscheinungsformen als Reaktion auf geschichtliche Ereignisse und Herausforde-

rungen durchaus als Diskontinuität wahrgenommen werden können. Die Ebenen richtig zu identifizieren und auseinander zu halten ist für ihn der entscheidende Punkt für die „richtige“ Interpretation des II. Vatikanischen Konzils. Die Neubestimmung des Verhältnisses zwischen dem Glauben der Kirche und bestimmten Grundelementen des modernen Denkens bildet für Ratzinger nur eine „scheinbare Diskontinuität“, da solche Korrekturen keinen Bruch bilden mit der Glaubens- und Sittenlehre. Die Kirche „hat ihre wahre Natur und ihre Identität bewahrt und vertieft. Die Kirche war und ist vor und nach dem Konzil dieselbe eine, heilige, katholische und apostolische Kirche, die sich auf dem Weg durch die Zeiten befindet“ (Benedikt XI. am 22.12.2005). Klingt so wie „Das Behandelte waren ja nur Randphänomene. Ein wenig aufpoliert, passt es wieder und wir können weiter machen wie bisher“.

Bereits am 13. Juli 1988 hatte Kardinal Ratzinger vor Bischöfen aus Chile erklärt: „Der einzige Weg, das Zweite Vatikanische Konzil glaubwürdig zu machen, besteht darin, in klarer Weise darzustellen, was es ist: ein Teil der ganzen und einzigen Tradition der Kirche und ihres Glaubens.“ Eine glaubwürdige Darstellung darf jedoch die enormen Umwälzungen und Veränderungen nicht übersehen, die den kirchlichen Alltag nach dem Konzil bestimmt hat: die Neugestaltung der Liturgie, der veränderte Stellenwert der Laien, die neue Sicht der anderen Religionen usw. „Die Frage der Hermeneutik ist auch eine Frage der Mentalitäten. Wer gegen Rom und das hierarchische Prinzip aufbegehrt, wird die Konzilstexte anders interpretieren als das römische Lehramt. Das Zweite Vatikanum dient damit als Steinbruch oder Waffenlager, aus dem sich jeder die Zitate herausholt, die er als Munition gut gebrauchen kann. Nicht die Interpretation der Konzilstexte ist die Schwierigkeit. Die Schwierigkeit sind jene, die es unterschiedlich interpretieren“ (Guido Horst, Die Tagespost, 31. Dezember 2011).

Nachkonziliare Entwicklung

Verschiedene päpstliche nachkonziliäre Entscheidungen schwenkten recht bald wieder auf die traditionelle Linie ein. P. Paul VI. entschied sich 1968

entgegen dem Votum einer von ihm berufenen Kommission gegen den Einsatz empfängnisverhütender Mittel (Enzyklika *Humanae vitae*). Bei der Römischen Bischofssynode 1971 kam eine knappe Mehrheit gegen die (zumindest regionale) Zulassung von verheirateten Männern nur deshalb zustande, weil die vom Vatikan ernannten Mitglieder den Ausschlag gaben. 1976 kam die Päpstliche Bibelkommission mehrheitlich zu dem Schluss, dass von der Bibel her grundsätzlich nichts gegen eine Weihe von Frauen spräche. P. Johannes-Paul II. sah dies anders und schrieb fest, dass die Frage des Priestertums der Frau ein für alle Mal im Sinne der Nichtmöglichkeit geklärt sei.

Insgesamt geht die Tendenz in Richtung kurialer Zentralismus, der das Communio-Modell und die Bedeutung der Ortskirchen kaum wahrnimmt (z. B. bei Bischofsernennungen), und restaurativer Tendenzen, der den Mitgliedern des konservativen Spektrums (etwa der Petrusbruderschaft) weitaus mehr Aufmerksamkeit widmet als den des progressiven.

Norbert Mette kommt zu der Einschätzung: „Nüchtern ist festzustellen, dass diese Kirche sich von dem Leitbild einer »offenen Kirche« ... über die Jahre hinweg immer mehr entfernt hat. Kirche im vollgültigen Sinne zu sein, wird neueren kirchenamtlichen Dokumenten zufolge ausschließlich wieder für die römisch-katholische Kirche und die mit ihr unierten Kirchen beansprucht. Innerkirchlich ist das mit einer massiven Zentralisierung auf die höchste kirchliche Autorität hin verbunden. Den Ortskirchen – also den Bistümern und den Zusammenschlüssen der Bistümer zu Bischofskonferenzen – wird nicht die ihnen vom Konzil zuerkannte Eigenbedeutung zugebilligt. Zumindest in unseren Breiten versteht sich ein beträchtlicher Teil der Bischöfe als Sachwalter des Vatikans in ihren Diözesen statt als Brückenbauer zwischen dem Glauben ihrer Ortskirche und dem der Weltkirche. Die Gemeinden vor Ort sind zur Manövriermasse der von den Bistumsleitungen betriebenen pastoraltaktischen Strukturmaßnahmen geworden mit der Folge, dass die Kirche ihre für die Seelsorge unabdingbare Nähe zu den Menschen verliert. Zumindest in den deutschen Diözesen wird – vielleicht mit einer Ausnahme – alles vermieden, was den Eindruck erwecken könnte, dass die Gemeindeleitung auch in den Händen von Laien liegen

kann. Tendenzen werden immer stärker, die Kirche von der Welt abzugrenzen, statt die vom Konzil feierlich beschworene Solidarität mit den Menschen von heute zu praktizieren. Während befreiungstheologische Ansätze mit Argwohn betrachtet und im Zweifelsfall verurteilt werden, gewinnen restaurativ ausgerichtete Gruppierungen auf die Kirchenleitung erheblich an Einfluss – auch oder sogar gerade dann, wenn sie erkennbar der kirchlichen Kurskorrektur in Gefolge der Beschlüsse des letzten Konzils reserviert gegenüberstehen oder gar gezielt dagegen arbeiten. In kirchenamtliche Dokumente ist vielfach wieder die deduktiv-belehrende Redeweise zurückgekehrt. Die pessimistische Sichtweise der Gegenwart, wie sie die Verlautbarungen des Papstes durchzieht, hindert daran, auch außerhalb der Kirche in den „Zeichen der Zeit« Spuren von Gottes Handeln in der heutigen Welt wahrzunehmen“ [Glaubwürdigkeit der Kirche – eine (nach-)konziliare Perspektive, Hirschberg 1/2012, S. 28]

Franziskanische Perspektiven

Das viel zitierte und viel diskutierte Wort von der „Entweltlichung der Kirche“, das P. Benedikt XVI. bei seinem Besuch in Deutschland benutzt hat, trug nicht gerade zu einer Aufbruchstimmung bei. Bruder Paulus Terwite gab in einem Artikel über „Franziskanische Perspektiven zu einer entweltlichten Kirche“ zu bedenken:

„Eine Kirche, die entweltlichter sein will, muss prüfen, ob sie in ihre Dienstordnungen nicht hineinschreibt: Kein Bischof länger als etwa zwölf Jahre in einem Bistum, kein Pfarrer länger in seiner Pfarrei. Niemand darf am Ort länger als zum Beispiel acht Jahre im Pfarrgemeinderat sein, oder im Vorstand eines Landes- oder Bundesverbandes. Und die Angestelltenordnung der Kirche muss ebenfalls vorsehen, dass Aufgaben nach einer bestimmten Anzahl von Jahren beendet werden müssen. So verhindert man am besten das, was man Seilschaften nennt, oder auch geistliche Faulheit; sie tritt gerne da auf, wo man alles immer schon so machte wie immer. Da erstirbt das Gespräch, und der Heilige Geist hat weniger Ansatzpunkte“ (Die Tagespost, 23. Dezember 2011).

Von konservativer Seite kommt auf franziskanische Kirchenkritik oft der Einwand: Franziskus war es doch wichtig, „katholisch“ zu sein. Katholisch wird hier gleich gesetzt mit papsttreu und damit verbiete sich jegliche Kritik am Papst. Meines Erachtens war Franziskus (im nichtkonfessionellen Sinne) vorrangig evangelisch, indem er sich am Evangelium orientierte. Alles, was dem Maßstab „Evangelium“ nicht entsprach, konnte er nicht gut heißen, beispielsweise den Aufruf des Papstes zum Kreuzzug. Auch wenn er möglicherweise nicht verbal opponiert hat, so zeigt sein Handeln doch eine deutliche Kirchenkritik an Zuständen, die dem Evangelium zuwider laufen. Unseren franziskanischen Auftrag sehe ich darin, zunächst einmal uns selbst, dann aber auch alle anderen Christen inklusive der Kirchenleitung immer wieder rückzubinden an das Evangelium und das Leben und die Botschaft Jesu zum Maßstab unseres Handelns zu machen. Dies beinhaltet die Einsicht, dass weder wir noch die Kirche Selbstzweck sind, sondern Verweis auf die neue Welt Gottes (das Reich Gottes), Werkzeug im Dienst an den Menschen und an der Welt.

Zukunft

Franz Xaver Kaufmann spricht von einer vierfachen Kirchenkrise: einer Missbrauchskrise, einer pastoralen Krise, einer strukturellen Krise und einer Glaubenskrisen. Diejenigen, die Strukturreformen mit dem Argument abwehren, dass es sich doch in Wirklichkeit um eine Gottes- bzw. Glaubenskrisen handelt, machen es sich zu einfach. Inhalte und Strukturen sind stets miteinander verwoben. Einen Inhalt gibt es nicht ohne Struktur. Ebenso wenig verfährt das Argument: Die geforderten Strukturen sind doch bereits in der evangelischen Kirche zu finden und der geht's zumindest kirchenbesuchermäßig noch schlechter als der katholischen Kirche. Wenn die Kirche (in Deutschland) – wie Kaufmann diagnostiziert – tatsächlich den Kontakt zur Seele der Menschen verloren hat, dann liegt dies gewiss nicht nur am Glaubensdefizit der Menschen, sondern ebenso an der Art und Weise, wie sich Kirche in ihren Inhalten und Strukturen präsentiert.

In den vergangenen Jahrzehnten hat es zahlreiche Bemühungen um Reformen gegeben. Genannt seien hier beispielsweise die Erklärung „Für die Freiheit der Theologie“ (1968), das Memorandum zur Modifizierung des Zölibatsgesetz“ (1979; u.a. von Joseph Ratzinger!), die Beschlüsse der Würzburger Synode (1972-75), der Aufruf „Wider die Resignation in der Kirche“ (1972), die Kölner Erklärung „Wider die Entmündigung – für eine offene Katholizität“ (1989), das „KirchenVolksBegehren“ (1995), die „Luzerner Erklärung“ (2003), das „Luzerner Manifest für eine geschwisterliche Kirche“ (2006), die „Petition für die uneingeschränkte Anerkennung des II. Vatikanischen Konzils“ (2009) sowie das Memorandum „Kirche 2011. Ein notwendiger Aufbruch“ (2011). Zu Veränderungen haben all diese Erklärungen und Memoranden nicht geführt.

Dialogprozess

Mittlerweile läuft in der katholischen Kirche in Deutschland ein Dialogprozess, von dem niemand so richtig zu wissen scheint, was das eigentliche Ziel des Ganzen ist, denn weitere belanglose Gesprächsrunden, um das Kirchenvolk ruhig zu stellen, kann sich die Kirchenleitung nicht mehr erlauben. Fruchtbar werden kann ein solcher Prozess nur, wenn er wirklich einerseits ergebnisoffen und transparent geführt wird, andererseits aber zu tatsächlichen Ergebnissen führt. Nicht alle Bischöfe scheinen dazu gleichermaßen bereit wie ihr Vorsitzender Erzbischof Robert Zollitsch, der bei der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz zu einem solchen Dialogprozess aufgerufen hat. Dieser setzt im Prinzip das veränderte Selbstverständnis der Kirche voraus, denn solange die kirchliche Hierarchie in ihrem alten Bild verharrt (bzw. dahin wieder zurückkehrt), wird bestimmt deduktiv alles von oben, ist jedweder Dialog von vorne herein zum Scheitern verurteilt, denn er beinhaltet nicht die Elemente des gegenseitigen Lernens, der prinzipiellen Offenheit, der Veränderungsbereitschaft, des Vertrauens, der realistischen Wirklichkeitswahrnehmung und der Wahrhaftigkeit.

Ecclesia quo vadis? Wie geht es weiter?

Für den Tübinger Dogmatiker Peter Hünemann kam mit dem Konzil etwas gänzlich Neues zustande, da die Kirche Abschied genommen habe von 1700 Jahren Staatskirche, von 1000 Jahren des Schismas zwischen Ost und West sowie von der Konfessionskirche. Der Wiener Pastoraltheologe Johann Pock spricht von der „Gefahr der Erstarrung“, denn in der gegenwärtigen Entwicklung nehme „der Geist des Bewahrens überhand“. Der in Paris lehrende Dogmatiker Christoph Theobald sieht für das Konzil einen „transitorischen Charakter“. In einem „gigantischen Lernprozess“ sei die *Communio-Theologie* als zentrale Idee von „*Lumen gentium*“ entwickelt worden. Derzeit nimmt er die Bemühungen der Kurie wahr als „Versuch, die Leerstellen des Konzils *ex auctoritate* zu füllen“. Dies sei möglich, weil sich in *Lumen gentium* verschiedene Ekklesiologien des Konzils überlagerten.

Von einer Kirchenspaltung zu sprechen, mag derzeit noch zu stark sein. Eindeutig feststellbar aber geht ein Riss quer durch unsere (katholische) Kirche.

„Wir stehen an einer Kreuzung mit drei Weggabelungen. Die einen resignieren, weil sie sagen: Das haben wir schon vor 20, 30 Jahren diskutiert, da hat sich nichts verändert ... Ein zweiter Wegweiser geht in Richtung „Zurück zur kleinen Herde“. Aus meiner Sicht ist dies ein Verrat am missionarischen Auftrag der Kirche. Der dritte Weg ist: Lasst uns mit Gottvertrauen einen neuen Aufbruch wagen“, so der Vorsitzende des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken Alois Glück (Konradsblatt, 19.02.2012, S. 3).

Die Theologen Joachim Kunstmann für die evangelische Kirche [Rückkehr der Religion. Glaube, Gott und Kirche neu verstehen, Gütersloh 2010] und Hubertus Halbfas für die katholische Kirche [Glaubensverlust. Warum sich das Christentum neu erfinden muss, Ostfildern 2011] sehen als Zukunft der Kirche die Rückkehr zum Leben und zur Lehre Jesu. Es ist jene große Lehrstelle im Glaubensbekenntnis zu füllen, die sich zwischen Geburt und Tod Jesu auftut. Zu verkünden ist nicht nur der auferstandene Christus, sondern der irdische Jesus mit seiner Botschaft vom Reich Gottes und den

Konsequenzen, die es für diese Welt hat. Daraus ergibt sich ein verändertes Christentum und eine andere Struktur von Kirche, die näher am Ursprung ist und zugleich das „Aggiornamento“ schafft; ein Christentum nicht von dieser Welt und in Anpassung an diese Welt, aber in dieser Welt mit Plausibilitäten, die dem modernen Menschen entsprechen.

Wichtiger als der Streit um die richtige Hermeneutik des Konzils ist letztendlich die pastorale Praxis. Diese wiederum erwächst jedoch aus einem Grundverständnis von Kirche, um das es im Sinne des Grundsatzes „Ecclesia semper reformanda“ immer wieder zu ringen gilt. P. Johannes XXIII. hat die Fenster der Kirche geöffnet, damit frischer Wind hineinkommt. Leider wurden manche allzu schnell wieder geschlossen und es wurde stickig in den ecclesialen Räumen. Wo der Geist der Freiheit wehen sollte, nimmt der Mief ecclesialer Einengung die Luft zum Atmen. Geben wir dem hl. Geist auch heute die Chance zu einer ecclesialen Frischluftkur. „Ohne dein lebendig Wehn, kann im Menschen [und in der Gemeinschaft der Gläubigen] nichts bestehn, kann nichts heil sein und gesund“.

ANMERKUNG

Der Beitrag ist die gekürzte und leicht veränderte Fassung des gleichnamigen Artikels in der Provinz-Zeitschrift der Deutschen Franziskanerprovinz Germania Franciscana 1/2012, S. 148-154.

Br. Stefan Federbusch, geb. 1967, Franziskaner, studierte Philosophie und Theologie in Münster und Jerusalem. Von 1998 bis 2006 als Erwachsenenbildner in Haus Ohrbeck in Georgsmarienhütte tätig, seit 2006 als Schulseelsorger am Franziskanergymnasium Großkrotzenburg. Mitglied der Provinzkommission für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung der Deutschen Franziskanerprovinz.

50 Jahre II. Vatikanisches Konzil

Ein Kirchentraum, der noch lange nicht erfüllt ist

P. Andreas Müller OFM

Am 25. Januar 1959 überraschte Papst Johannes der XXIII in der römischen Basilika Sankt-Paul mit einer Sensation. Nach einem Gottesdienst zur Gebetswoche für die Einheit der Christen verkündete er die Einberufung eines „Ökumenischen Konzils für die Gesamtkirche.“ Er forderte ein „aggiornamento“, eine Wiederannäherung der Kirche an die Erfordernisse der Zeit. Kein Verurteilungs-Konzil sollte es sein, kein Lehrkonzil mit neuen Dogmen, sondern eine von der Seelsorge geprägte „Denkfabrik“ für die Fragen, die die Christen im 20. Jahrhundert bewegten.

Die dreijährige Kirchenversammlung machte dann wirklich Geschichte und führte zu atemberaubenden Veränderungen: eine tief greifende liturgische Erneuerung, ein verstärktes Selbstbewusstsein der Ortsbischöfe gegenüber Rom, aber auch der Laien gegenüber den Bischöfen, das Bewusstwerden von Weltkirche und eine ökumenische Öffnung ohne Vorbild. Dazu die Erklärung über die Religionsfreiheit und Heilsmöglichkeit in anderen Religionen. Da war wahrlich das Wehen des Heiligen Geistes spürbar. Ein neuer Frühling stand an, dachten viele.

In diesem Jahr feiern wir das 50 Jahre Jubiläum des Konzils und erleben dabei eine heftige Diskussion über die Gültigkeit des Konzils auch heute. Schon auf dem Konzil wurde heftig gestritten zwischen den Bewahrern und den Erneuerern. Schon bald nach dem Konzil begann eine teilweise erbitterte Auseinandersetzung über die Deutung der Konzilsdokumente.

Für die Traditionalisten und die Bewahrer in bürgerlichen Kreisen war das Konzil ein Bruch mit der festgefühten und unabänderlichen Kirche der vorangegangenen Konzile (Trient und Vatikanum I); für die Reformen ging es jedoch genau darum, die Tradition im Kern zu retten, indem man sie von der Gegenwart her neu erschließt. Es gibt keine in Stein gemeißelte zeitlose Wahrheit; sie ist immer zeitgebunden an kulturelle und sprachliche Ausdrucksmittel, die ständig im Wandel sind. Und deshalb muss die Kirche ihre Wahrheit immer neu sagen, wenn sie für die Zeitgenossen verständlich bleiben soll. An einigen Punkten sei das exemplarisch aufgezeigt.

Grundlegende Änderung des Verständnisses von Kirche

Bis hin zu Augustinus spielte der biblische Begriff vom Gottesvolk für das Verständnis der Kirche eine zentrale Rolle. Im Mittelalter und in der Theologie der Gegenreformation trat dieses Verständnis von Kirche völlig zurück hinter den Begriff vom (mystischen) Leibe Christi, den wir als eine „perfekte Gesellschaft“ verstehen müssen, den Niederungen der Erde weit entrückt. Es war die streng hierarchisch gegliederte Kirche, mit Papst, Bischöfen und Priestern an der Spitze, die für alle Heilsvermittlung zuständig waren. Natürlich gab es auch das Kirchenvolk, die sog. Laien, die einer strikten Autorität unterworfen waren, ohne eigene Rechte der Teilhabe und Mitverantwortung.

Das Zweite Vatikanum überwindet dieses Verständnis von Kirche und Volk. Der Begriff Volk Gottes wird zum Zentralbegriff. Die Kirche ist das Volk Gottes. Alle Stände – Bischöfe, Priester, Ordensleute und Laien – sind Teile des Ganzen, mit ihren je eigenen Charismen und Aufgaben. Kirche ist also mehr als Hierarchie. Diese hat nur eine dienende Funktion. Kirche als Volk Gottes ist ihr vorgeordnet und nicht Ihr Befehlsempfänger. Und alle haben durch die Taufe Anteil an den Ämtern Christi, also auch an seiner Mission, das Reich Gottes zu verkünden und erfahrbar zu machen. Die Funktion des Laien ist demnach nicht von der Hierarchie, sondern von Christus selbst abgeleitet.

Dieses neue Kirchenbild stellt das hierarchische Verhältnis der Christen auf den Kopf und verändert auch unser Gottesbild. Wir verehren nicht einen Gott der Christen, sondern den Gott aller Menschen, die aufgrund ihrer Gottebenbildlichkeit zu seinem Volk gehören; einen Gott also, der sein Volk herausführen will aus dem Sklavenhaus der Unterdrückung und der Ausgrenzung hin in das „gelobte Land“, in dem alle in Gerechtigkeit und Frieden leben können. Das ist die Heilszusage Gottes.

Die Hinwendung zur Welt

In einer so verstandenen Kirche sind Politik und Humanität (also Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung, Menschenrechte, Menschlichkeit usw.) zentrale Themen. Sie sind die Basisfragen der Kirche und die unverzichtbaren Grundlagen des Sprechens vom biblischen Gott. Denn er beruft sein Volk; er befreit es und macht es fähig, diesen Traum Gottes in der Welt zu bezeugen: nämlich dass Gott kein Götze ist, den man beliebig für eigene Interessen missbrauchen kann; dass er sich kümmert und sorgt um sein Volk, also ein Gott ist, der das Leben aller will; dass „er die Hungernden mit Gütern erfüllt und die Reichen leer ausgehen lässt“; dass „er die Mächtigen vom Throne stürzt und die Niedrigen erhebt“, wie wir im Magnificat lesen. Das heißt natürlich auch, dass das Volk Gottes, also alle Glieder der Kirche, ihren messianischen Auftrag durch die eigene Berufung hat und nicht durch ein Mandat der Kirchenleitung.

Das Projekt Kirche

Wir müssen also einfach Jesu Tun wieder in den Mittelpunkt rücken. Er hat sich nicht selbst verkündet, sondern das Reich Gottes. Also darf auch die Kirche nur Kündiger des Gottesreiches sein. Sie soll nicht herrschen, sondern dienen. Das ist ihre missionarische Sendung. Wenn sie das Reich Gottes nicht mehr verkündet, sondern nur noch die kleine Herde verwalten will und um sich selber kreist, ist sie nicht mehr die Kirche Christi. Doch wo immer sie sich auf ihre wirkliche Sendung besinnt, geht sie den Weg der Armen, ist

ihr die Würde des Menschen heilig, glaubt sie, dass Menschen nicht für den Sabbat, sondern der Sabbat für den Menschen da ist. Kirche ist das Volk der Verkündigung dieser Botschaft. Sie entspringt in ihr, ist also nicht ein für alle Mal gegründet, sondern muss immer wieder neu begründet werden. Das am Leben zu halten und daran mitzuwirken ist die bleibende Aufgabe aller, die an Christus glauben.

ANMERKUNG:

Der Beitrag erschien in der Zeitschrift

Franziskaner-Mission 3/2012, Offene Kirche. 50 Jahre Konzil, S. 4-5.

Erinnerung und Verpflichtung

P. Andreas Müller OFM

Für viele klang es wie eine Befreiung, für andere wie eine Bedrohung: „Macht die Fenster der Kirche weit auf!“ Mit diesen Worten kündigte Papst Johannes XXIII. am 25. Januar 1959 in der römischen Basilika Sankt Paul vor den Mauern ein „Ökumenisches Konzil für die Gesamtkirche“ an. Er forderte eine Sensation: ein „aggiornamento“, eine Wiederannäherung der Kirche an die Erfordernisse der Zeit.

Trotz aller Bedenken und Widerstände konnte das Konzil im Oktober 1962 eröffnet werden. Die dreijährige Kirchenversammlung machte wirklich Geschichte und führte zu atemberaubenden Veränderungen: eine tief greifende liturgische Erneuerung, ein neues Kirchenverständnis als Volk Gottes, die Hinwendung zu den Sorgen und Nöten der Menschen, sowie das Bewusstwerden von Weltkirche und eine ökumenische Öffnung ohne Vorbild usw. Da war wahrlich das Wehen des Heiligen Geistes spürbar. Ein neuer Frühling stand an. Doch leider nur von kurzer Dauer.

Schon auf dem Konzil wurde heftig gestritten zwischen den Bewah- rern und den Erneuerern. Das Thema „Kirche der Armen“, das von vielen Bischöfen aus den Kontinenten des Südens, aber auch von den Initiatoren und Förderern der Arbeiterpriester in Frankreich zum Dauerthema gemacht wurde, fand dann doch keine Mehrheit. Die Befürworter mussten erkennen, dass viele der Brüder Bischöfe „von der Gnade der Liebe zur Armut noch nicht so erfasst wurden“, wie Dom Helder Camara das ausdrückte. Schon bald nach dem Konzil begann eine heftige und teilweise erbitterte Auseinandersetzung über die (Be)Deutung der Konzilsdokumente.

Für die Traditionalisten und die Bewahrer in bürgerlichen Kreisen war das Konzil ein Bruch mit der festgefühten und unabänderlichen Kirche der vorangegangenen Konzile (Trient und Vatikanum I); für die Reformen ging es jedoch genau darum, die Tradition im Kern zu retten, indem man sie von der Gegenwart her neu erschließt. Es gibt keine in Stein gemeißelte zeitlose Wahrheit; sie ist immer zeitgebunden an kulturelle und sprachliche Ausdrucksmittel, die ständig im Wandel sind. Und deshalb muss die Kirche ihre Wahrheit immer neu sagen, wenn sie für die jeweiligen Zeitgenossen verständlich sein soll.

Das ist zumindest der lateinamerikanischen Kirche in ihren Bischofsversammlungen in Medellín 1968 und Puebla 1979 gelungen. Sie brachten die unmenschliche Armut und Unterdrückung der Mehrheit ihrer Völker mit der biblischen Befreiungsbotschaft in Verbindung und zogen daraus die einzig mögliche Konsequenz, eine „Option für die Armen“. Eine neue Art von Kirche entstand: die befreiende Kirche der Armen. Die Basisgemeinden waren der Ort, wo das arme Volk zum selbsthandelnden Subjekt wurde. Die daraus entstandene Theologie der Befreiung wurde zum Markenzeichen dieser Kirche. So ist Leonardo Boff sicher recht zu geben, wenn er sagt: „Offensichtlich sind nirgendwo in der christlichen Welt die Lehraussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils ernsthafter aufgenommen worden und mit größerer Kraft und Kreativität in die Praxis umgesetzt worden als in der Dritten Welt und bei den unterdrückten Minderheiten überall in der Welt.“ (L. Boff, Concilium, 24, 1988).

Der CCFMC [Comprehensive Course on the Franciscan Mission Charism] ist eine Frucht des Konzils. Tausende von Schwestern und Brüdern der Franziskanischen Familie haben die Verpflichtung des Konzils ernst genommen, die franziskanischen Quellen im Lichte des Konzils und der Zeichen der Zeit neu zu lesen und die Bedeutung ihrer Theologie für unsere Zeit wieder zu entdecken. In einem langen interkulturellen Dialog haben sie die heutigen Herausforderungen in eine franziskanische Lesart gebracht. Dabei haben sie festgestellt, dass die wesentlichen franziskanischen Optionen mit wichtigen Dokumenten des Konzils konvergent sind, wie z.B. Kirche der Armen, Volk Gottes als geschwisterliche und dienende Kirche, die

Schöpfung als Urelement der Offenbarung Gottes, Gerechtigkeit und Frieden, Bewahrung der Schöpfung. Es sollte uns deshalb ein Herzensanliegen sein, die Erinnerung an 50 Jahre Konzil als Chance zu nutzen, uns mit diesen Themen ernsthaft auseinander zu setzen.

Das Konzil hat die Orden aufgefordert, zu ihren Quellen zurückzukehren. Der CCFMC ist eine Frucht dieser Verpflichtung. Tausende von Schwestern und Brüdern der Franziskanischen Familie in aller Welt haben in einem interkulturellen Dialog zusammengetragen, was die franziskanische Spiritualität für unsere Zeit zu sagen hat. Fünfzig Jahre nach dem Beginn des Konzils wollen wir an Beispielen zeigen, wie hochaktuell und brisant das heute ist.

P. Andreas Müller, geb. 1931, Franziskaner, studierte Philosophie und Theologie in Sigmaringen und Fulda. Von 1969 bis 2002 leitete er die Missionszentrale der Franziskaner in Bonn. Von 2002 bis 2010 war er Geschäftsführer des CCFMC in Würzburg, für den er sich auch weiterhin ehrenamtlich engagiert.

Das Volk Gottes auf dem Zweiten Vatikanum – eine Vision der Menschheit im Sinn des hl. Franziskus

Prof. Dr. Elmar Klinger

„Das Nein zu den bestehenden Formen der Kirche, das also, was man heute prophetischen Protest nennen würde, konnte nicht radikaler sein, als es bei Franziskus war.“ J. Ratzinger, der jetzige Papst, trifft diese Feststellung zu Recht und sie ist bis heute gültig.

Denn Franziskus tritt kraft seiner Berufung durch Gott selber in der Kirche auf. Er setzt sich in ihr trotz vieler Widerstände durch. Er macht die soziale Frage zum großen Thema; denn er sieht in den Armen Christus selber – für das Mittelalter mit seiner Ständeordnung und für jede Gesellschaft überhaupt eine Revolution. Dieser Perspektivenwechsel kirchlicher Arbeit meint nicht nur die gesellschaftliche Ordnung, sodass man sich auf sozialpolitische Fragen beschränken könnte, sondern ist der grundlegende Ansatz einer jeden Betrachtung des Übernatürlichen als solchem. Er betrifft die Kirche als Kirche und die Theologie als Theologie. Er gehört zu den Inhalten der Offenbarung als Offenbarung. Denn es heißt ja bei Jesus: Was ihr dem Geringsten meiner Brüder (und Schwestern) tut, das habt ihr mir getan. Die soziale Frage betrifft die gesellschaftliche Ordnung und den Glauben an Gott im Gebot der Nächstenliebe, die die gesellschaftlichen Verhältnisse oft strukturell in Frage stellt. Sie erstreckt sich auf alle Bereiche des menschlichen Zusammenlebens. Sie betrifft die Ordnung im Verhältnis von Mann und Frau, Eltern und Kindern, Vorgesetzten und Untergebenen, Einheimischen und Fremden, Besitzenden und Besitzlosen. In all diesen Konstellationen stecken unabsehbar viele Probleme. Ihre Lösung besteht nicht im Trost auf das Jenseits und ist auch kein höchstes Ideal, das niemand erreicht, sondern die Herausforderung im Diesseits, die sowohl den Staat

wie die Kirche angeht. Die Kirche jedoch vor allem; denn sie gibt die Offenbarung selber weiter. Sie steht für Erlösung und Befreiung. Bei Franziskus ist die soziale Frage eine Schlüsselfrage der Mission. Die Brüder sollen „den Muslimen (Sarazenen) untertan sein“ (vgl. Nr 16,6ff), um fähig zu sein, mit ihnen von Christus überhaupt zu reden.

Das Zweite Vatikanum fordert von allen Ordensgemeinschaften eine Rückkehr zu den eigenen Quellen. Trifft es zu, was J. Ratzinger, der heutige Papst, über Franziskus und seine prophetische Kritik an den Formen der Kirche gesagt hat – und es trifft in eminenten Weise zu –, dann bedeutet die Rückkehr zu Franziskus eine Nachfolge in seiner Verbundenheit mit der Kirche, einer Nachfolge in Solidarität aus der Kraft prophetischer Kritik. Der Schritt von einer traditionellen Mitarbeit zur Mitarbeit aus dem Geist der eigenen Quellen und ihrer Spiritualität ist schwierig, aber kann der franziskanischen Gemeinschaft nach dem Zweiten Vatikanum umso leichter fallen, weil dieses Konzil auf den Spuren des hl. Franziskus wandelt und seine Standpunkte auch seinerseits vertritt. Mario von Galli nannte Franziskus „das heimliche Thema des Konzils“.

Dadurch findet sich die franziskanische Gemeinschaft bestätigt und kann aus der Kraft ihrer eigenen Spiritualität einen Beitrag zur Durchsetzung des Konzils und damit zur Erneuerung der Kirche als Kirche leisten. Sie beschreitet dabei keinen Sonderweg; denn ihr Weg ist exemplarisch. Er ist unbeschadet gesellschaftlicher Unterschiede ein Weg der Christen und aller Menschen überhaupt.

Die Übereinstimmung mit dem Konzil kann man an vielen Stellen mit Händen greifen, kommt aber nirgendwo deutlicher zum Ausdruck als im Schlüsselbegriff der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanum – dem Volk Gottes.

Denn in ihm ist die soziale Frage das zentrale Thema von Kirche als Kirche. Gott nämlich wollte die Menschen „nicht einzeln, unabhängig von aller wechselseitigen Verbindung“ retten, sondern hat sie zu einem Volk gemacht „das ihn in Wahrheit anerkennen und ihm in Heiligkeit dienen soll“,

heißt es am Beginn von Kap. 2 von Lumen gentium über das Volk Gottes. Der Herr dieses Volkes ist Gott selber. Er allein beruft die Menschen, alle Menschen insgesamt, dieses Volk zu bilden. Er will, dass sie mit ihm und unter sich Gemeinschaft haben. Sie sind nämlich ein Volk der Gottes- und der Nächstenliebe, das Volk des Reiches Gottes. Höhepunkt seiner Geschichte ist Christus selber. Er macht es zum messianischen Volk, das nur einem Gesetz folgt, dem Gesetz der Liebe.

Dieses neue Volk umfasst zwar oft nur wenige Mitglieder. Es ist dann eine kleine Herde. Aber es ist die unzerstörbare Keimzelle der Einheit, der Hoffnung und des Heils für alle Menschen. Von Christus als Gemeinschaft des Lebens, der Liebe und der Wahrheit gestiftet, wird es zum Werkzeug der Erlösung angenommen und als Licht der Welt und Salz der Erde in alle Welt gesandt.

Man darf die Mitgliedschaft im Volk Gottes daher keineswegs auf die Getauften beschränken. Die Menschen sind alle von Anfang an zu ihm berufen. Fundament und Richtschnur aller Mitgliedschaft in ihm ist diese Berufung. Das Konzil macht im Kapitel 2 von Lumen gentium unter dem Begriff des Volkes Gottes daher alle Menschen zum Thema. Die Kirche ist das messianische Volk, Zeichen der ganzen Menschheit, sofern sie eine Gemeinschaft in Christus bildet.

Dieser Universalität ist die franziskanische Gemeinschaft verpflichtet. Sie leistet ihren Dienst an allen Menschen und schließt niemand davon aus. Jeder kann und muss in ihm zum Thema werden – Mann und Frau, Reich und Arm, Alt und Jung. Sie sind alle das Volk Gottes, das zur Gemeinschaft in Christus findet. Daher soll man dieses Volk nicht idealistisch missverstehen. Ex-emplarisch sind die Armen. Sie stehen für alle Menschen der Erde. Volk Gottes ist daher keine bloße Idee, die über allem schwebt und sich nirgendwo realisiert. Es fördert keinen Untertanengeist, sondern will die Erlösung und Befreiung aller. Den Realismus im Umgang mit diesem Grundlagenbegriff von Kirche als Kirche einzuklagen, ist angesichts verbreiteter Irrtümer und Verfälschungen unverzichtbar und eine notwendige Aufgabe der franziskanischen Gemeinschaft.

Denn Franziskus war jeder Idealismus fremd. Er wendet sich an alle Menschen, weil Christus zu allen Menschen gesandt ist. Die Getauften können sich nur auf ihn berufen, wenn sie ihm darin folgen und eine Gemeinschaft aller Menschen bilden – das Volk Gottes in Christus.

Diesen messianischen Geist zu leben und sich entfalten zu lassen, ist die ganz zentrale Aufgabe des Franziskanertums. Er ist der Kern seiner Spiritualität.

*Elmar Klinger, geb. 1938, seit 1965 Priester der Erzdiözese Bamberg.
Er promovierte 1967 in Innsbruck zum Dr. theol. und habilitierte sich 1977 in
Münster in den Fächern Dogmatik und Fundamentaltheologie. In Münster
war er zugleich Assistent von Karl Rahner. Von 1976 bis 2006 war er Ordinarius
für Fundamentaltheologie und vergleichende Religionswissenschaft an
der theologischen Fakultät an der Universität Würzburg.
Seit 2006 ist Dr. Elmar Klinger Präsident des CCFMC e.V.*

Der Atheismus und Franz von Assisi

Zur Pastoralkonstitution „Freude und Hoffnung“ des 2. Vatikanischen Konzils

P. Dr. Anton Rotzetter OFM Cap

Der Atheismus gehört, wie das 2. Vatikanische Konzil sagt, „zu den ernstesten Gegebenheiten dieser Zeit“, er sei sogar zu den „Zeichen der Zeit“ zu zählen. Mit anderen Worten: Was als Atheismus erscheint, ist genau zu untersuchen. Man muss sich fragen, ob Gott uns vielleicht nicht sogar auch unter dieser Gestalt entgegenkommt. Jedenfalls fordert uns das Konzil auf, den Atheismus „aufs sorgfältigste zu prüfen“. Der Text fährt dann fort:

„Der Atheismus entsteht ... nicht selten aus dem heftigen Protest gegen das Übel in der Welt oder aus der unberechtigten Übertragung des Begriffs des Absoluten auf gewisse menschliche Werte, so dass diese an Stelle Gottes treten. ... Der Atheismus, allseitig betrachtet, ist nicht eine ursprüngliche und eigenständige Erscheinung; er entsteht vielmehr aus verschiedenen Ursachen, zu denen auch die kritische Reaktion gegen die Religionen, und zwar in einigen Ländern vor allem gegen die christliche Religion, zählt. Deshalb können an dieser Entstehung des Atheismus die Gläubigen einen erheblichen Anteil haben, insofern man sagen muss, dass sie durch Vernachlässigung der Glaubenserziehung, durch missverständliche Darstellung der Lehre oder auch durch die Mängel ihres religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Lebens das wahre Antlitz Gottes und der Religion eher verhüllen als offenbaren.“

Das ist Klartext! Der Atheismus ist nicht zuletzt auch eine Reaktion auf das ungenügende Gotteszeugnis der Religionen, vor allem auch des Christentums. Man spricht deshalb auch vom „praktischen Atheismus“: da kann

man noch so oft den Namen Gottes im Munde führen, was die biblische Religion ja ausdrücklich verbietet: wenn man aber so lebt und handelt, als gäbe es Gott nicht, dann ist das praktischer Atheismus. Gott ist Tat, Veränderung, bedingungslose Zuwendung. Und er hat keine anderen Hände als jene, die an ihn glauben. Man spricht auch vom „ekklesialen Atheismus“: eine Kirche, die sich selbst in den Mittelpunkt stellt, sich selbst als Gegenstand verkündet und durchsetzt, nicht in allem über sich hinausweist, ist eine „atheistische Kirche“. Wenn sie ihre Brüche und Widersprüche nicht erkennt und diese immer nur den einzelnen Gläubigen anlastet, nie aber sich selbst, gibt sie sich atheistisch. Sie darf zum Beispiel nicht sagen, dass sie immer schon gesagt habe, dass die anderen Religionen „Wege zum Heil“ sind, weil das eine glatte und bewusste Lüge ist. Man kann Dogmen nicht durch Interpretation ins Gegenteil verkehren und dann behaupten, dass das heute Gesagte bereits auch schon im früheren Wortlaut gemeint war. Auch die Art und Weise, wie man neuerdings an höchster Stelle das 2. Vatikanische Konzil interpretiert, vertritt ein Geschichtsverständnis, das die Wahrheit verhöhnt. Ebenso beweist die absolute Gewissheit, mit der höchste Amtsträger die jetzige Kirchengestalt direkt auf Jesus zurückführen und als unumstößlich geoffenbarte Wahrheit ausgeben, eine Selbstvergottung, die zu Recht den heftigsten Widerspruch hervorrufen muss. Hinzu kommen die Kreuzzüge, die Konfessionskriege, die Inquisition, die gewaltsame Missionierung, die Durchsetzung der päpstlichen Macht, die Intrigen, die Unterdrückung der anderen Meinung, die Missachtung der Menschenrechte in der Kirche, die Vernichtung der befreiungstheologischen Initiativen und Bewegungen, die verfehlte Sexualmoral, die Missbrauchsfälle usw. Die Kirche hat ein selbstverschuldetes Glaubwürdigkeitsproblem: sie verdunkelt das Antlitz Gottes, nicht nur in ihren Gliedern, den einzelnen Gläubigen, sondern als Institution und in ihrem amtlichen Verhalten. Wenn das „Gott“ bedeuten soll, dann hat der Atheismus Recht, sagen sich viele. Und die meisten wenden sich einem konfusen oder esoterischen Gottesbild zu. Zwischen 1990 und 2009 haben allein in Deutschland weit über 2,5 Millionen Menschen die katholische Kirche verlassen.

Das Konzil beginnt die Nummer 19 der Konstitution „Freude und Hoffnung“ mit einer hervorragenden Feststellung:

„Ein besonderer Wesenszug der Würde des Menschen liegt in seiner Berufung zur Gemeinschaft mit Gott. Zum Dialog mit Gott ist der Mensch schon von seinem Ursprung her aufgerufen: er existiert nämlich nur, weil er, von Gott aus Liebe geschaffen, immer aus Liebe erhalten wird; und er lebt nicht voll gemäß der Wahrheit, wenn er diese Liebe nicht frei anerkennt und sich seinem Schöpfer anheimgibt“.

Diese Würde des Menschen leuchtet uns aus Franz von Assisi entgegen. In ihm zeigt sich, wie das Bekenntnis zu Gott in Wirklichkeit aussehen kann. Der Maler Giotto hat dies in der Oberkirche von Assisi auf einmalige Weise zum Ausdruck gebracht. Da ist die Kirche am Zusammenstürzen (damals auch!), Franziskus stemmt seine rechte Schulter unter das „Gebäude“, tanzend und frohgemut, mit erstaunlicher Leichtigkeit, ja äußerster Gelassenheit verhindert er den Zusammenbruch. Seine Augen sehen über den Bildrahmen, also über die konkrete, beschreibbare Wirklichkeit hinaus. Wenn man seinem Blick folgt, stößt man in einem anderen Bild auf Abraham, der in der irdischen Wirklichkeit kein einziges Indiz hatte, das ihm die Zuwendung Gottes bewies. Nicht die eigene Kraft, nicht die Selbstvergotung ist es, was die Kirche rettet, sondern allein der vorbehaltlose Glaube. Franziskus setzte alles auf die Karte des Gottes, der sich in Jesus von Nazareth als Liebe und Güte vergegenwärtigte. Klara folgte ihm, weil er vom „guten Jesus“ erzählte. Unter den Eigenschaften Gottes hebt er bei jeder sich ihm bietenden Gelegenheit die Güte Gottes hervor, litaneiartig, hymnisch, ekstatisch. Gott ist der „allein Gute.“

Franziskus zeigt seine Gotteserfahrung unter anderem in einem Wort, das ihm und anderen als Motivation für ein entsprechendes Handeln dienen sollte: „per amorem caritatis – aus Liebe zur Liebe, mit der wir geliebt sind“ (BrOrd 31), sollen wir dies oder jenes tun. Unzählig sind die Anekdoten aus dem Leben des Franziskus, in denen dieser Satz vorkommt, um das Handeln zu begründen. Er empfiehlt den Menschen, Gottes Liebe zu empfangen, in sich zu tragen und zu „gebären in einem heiligen Wirken, das anderen zum

Vorbild werden soll“ (BrGl 53). Der Gottglaube wird allein durch die Tat verifiziert, Gott wird nur durch das Handeln in die Welt hinein „geboren“.

Noch viel grundsätzlicher erscheint sein Gottglaube im „Fest der Feste“, wie Franziskus Weihnachten nennt. Hier feiert er die bleibende Solidarität Gottes mit allen Wesen, die „in der Not sind“, die völlige Verausgabung der Liebe in die irdischen Bedingungen hinein. Gott und Mensch, Gott und die Armen, Gott und die Tiere dürfen nicht mehr gegeneinander ausgespielt werden. Unmittelbar nach dem „Fest der Feste“ will er sich darum an den Kaiser wenden, um Gesetze zu erwirken, die den Armen und den Tieren zu ihrem göttlichen Recht verhelfen. Gott und Welt gehören zusammen.

Der CCFMC will sich mit seinen Programmen in den Dienst eines Gottes stellen, der dem Atheismus den Wind aus den Segeln nimmt.

Anton Rotzetter, geb. 1939, Kapuziner, studierte Philosophie und Theologie in Freiburg, Bonn und Tübingen. 1978-1988 Konzeption und Leitung des Instituts für Spiritualität in Münster/Westfalen. Von 1988 bis 1998 war er Präsident der Franziskanischen Akademie. Reiche schriftstellerische (u. a. Verfasser und Herausgeber von über 60 Büchern) und redaktionelle Tätigkeit in verschiedenen Zeitschriften. Von 1984 an im Redaktionsteam maßgeblich beteiligt an Konzept und Inhalt des CCFMC-Kurses; von 1987 bis 2011 Präsident des Internationalen Leitungsteams des CCFMC; nach seinem Ausscheiden wurde er zum Ehrenpräsidenten ernannt.

Franziskus und die Erklärung des II. Vatikanum ‚Nostra aetate‘

Prof. Dr. Jan Hoerberichts

Nach Jahrhunderten der Feindschaft und Auseinandersetzungen zwischen Christen und Muslimen zeigt die Erklärung Nostra aetate vom 28. Oktober 1965 ein überraschend positives Bild des Islam: Mit Hochachtung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die den alleinigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seienden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde. (...) Sie mühen sich, auch seinen verborgenen Ratschlüssen sich mit ganzer Seele zu unterwerfen, so wie Abraham sich Gott unterworfen hat, auf den der islamische Glaube sich gerne beruft. Jesus, den sie allerdings nicht als Gott anerkennen, verehren sie doch als Propheten, und sie ehren seine jungfräuliche Mutter Maria (...) Überdies erwarten sie den Tag des Gerichtes. (...) Deshalb legen sie Wert auf sittliche Lebensführung und verehren Gott besonders durch Gebet, Almosen und Fasten (3).

Wie kam es zu dieser doch dramatischen Wende? Zuerst müssen wir uns daran erinnern, dass auf dem Vatikanum II viele Bischöfe afrikanischer und asiatischer Kirchen anwesend waren. In ihren Diözesen waren sie tagtäglich mit Menschen verschiedener Glaubensrichtungen konfrontiert, die schon vor dem Kommen Christi Millionen zu einem aufrichtigen Leben inspiriert hatten. Diese Bischöfe konnten nicht gut nach Hause kommen, ohne dass das Konzil eine Antwort gegeben hätte auf ihr Problem, nämlich im Lichte des universalen Heilswillens Gottes an den Wert dieser verschiedenen Arten der Gottesverehrung zu glauben. Sind diese Menschen von Gott gerettet trotz oder wegen der treuen Befolgung ihrer Religion?

Ein zweiter Grund, der sich besonders auf das Lob des Islam bezieht, ist der Einfluss von Louis Massignon, einem Kenner der arabischen Sprache und Geschichte und Islamwissenschaftler (1883–1962). Er hatte eine große Liebe zu Franziskus und bewunderte dessen friedfertige Annäherung an den Islam. 1931 wurde er Mitglied des Dritten Ordens des heiligen Franziskus und nahm den Namen Ibrahim (Abraham) an, dem Vater der drei abrahamitischen Religionen. Massignon war ein guter Freund von Kardinal Montini, der als Papst Paul VI. die Deklaration *Nostra aetate* herausgab, die viele Einsichten in den Islam einschloss, die Massignon lieb und wichtig waren. „Auf diese Weise sorgte Massignon in der Beziehung zwischen Christen und Muslimen für einen Wechsel von einer sterilen und zerstörerischen Konfrontation zu einem fruchtbaren Dialog und zu einer Kooperation im Dienst vor dem einen Gott und der ganzen Menschheit“ (Christian Troll).

Diese positive Veränderung wäre sicher auch von Franziskus begrüßt worden. Wir können aber auch vermuten, was passiert wäre, wenn die Kirche früher aufgewacht wäre und wenn sie die Friedensmission des Franziskus beim Sultan als allgemeine Kirchenpolitik angenommen hätte. Unglücklicherweise hatte Franziskus keinen Freund in der Kurie, der sich mit diesem Ideal des Friedens angefreundet hätte. Im Gegenteil, Papst Gregor IX., der in seiner Zeit als Kardinal Hugolin Protektor des Ordens war und sich selbst als einen Freund von Franziskus bezeichnete, war tief in die Vorbereitung eines neuen Kreuzzuges verstrickt. Auch bestimmte er die ersten Brüder als Kreuzzugsprediger: eine Politik, der sich die Führer des Ordens, wie Bonaventura, nicht in den Weg stellten.

Was waren die Motive, die Franziskus zu einer so unterschiedlichen Herangehensweise bestimmten? Er hatte als junger Mann im Krieg Assisi gegen Perugia gekämpft und war gefangen genommen worden. Nach einem Jahr in einem Kerker im Kellerverlies kehrte er nach Assisi zurück, physisch gebrochen und völlig depressiv. Nach vielem Nachdenken war bei ihm die Einsicht gewachsen, dass die häufigen Kriege in seiner Welt mit dem Wunsch nach Macht und Besitz zu tun hatten. Assisi wollte größer, reicher und mächtiger sein als Perugia. Und genauso verhielt es sich auch in den immer wieder aufbrechenden Kämpfen zwischen Papst und Kaiser. In

diesem Konflikt zählten Menschenleben nicht. Franziskus' Sicht der Gesellschaft seiner Zeit war geprägt von seinen Erfahrungen, als er selber unter den Aussätzigen gelebt hatte. Wie kann eine Stadt so viel Geld ausgeben, um Waffen zu kaufen, ihre Mauern zu befestigen und ihre Kriege zu führen, und gleichzeitig ihre Leprosen so inhuman behandeln, indem sie diese lebendig begräbt in einem Leprosenheim außerhalb der Stadt? Franziskus wollte nicht länger Teil einer solchen gewalttätigen Gesellschaft sein. Er entschloss sich, „die Welt zu verlassen“.

Diese Gedanken hatten Herz und Verstand von Franziskus dafür aufnahmefähig gemacht, bekannte Texte des Evangeliums neu und auf eine herausfordernde Weise zu hören. So auch eines Tages als er die Geschichte hörte, wie Jesus seine Jünger zu einer Friedensmission aussandte (Lk 10). Er spürte, dass Jesus ihn persönlich ansprach, dasselbe zu tun. Und als Gott ihm Brüder gegeben hatte, schrieb er: Die Brüder sollen durch die Welt ziehen ohne Eigentum und ohne Stock, um dieses zu verteidigen. Sobald sie ein Haus, ein Leprosenheim oder ein Spital, ein Bauernhaus oder eine Werkstatt betreten, sollten sie als Erstes den Menschen Frieden wünschen, nicht nur durch Worte, sondern indem sie diesen ihre Dienste anbieten. Und am Ende des Tages, sollten sie mit ihnen zu Tisch sitzen und essen und trinken, was ihnen vorgesetzt würde; so sollten sie mit diesen eine Tischgemeinschaft bilden als Krönung ihres ersten Friedenswunsches (vgl. RegNB, 14.1-3).

Im Jahre 1212 – also vor 800 Jahren! – entschied sich Franziskus, seine Friedensmission in die Welt des Islam auszuweiten. Es war ein sehr turbulentes Jahr, in dem die Zukunft der Christenheit in Spanien auf dem Spiel stand. Als im August die entscheidende Schlacht bei Granada gewonnen wurde, jubelte der Papst. Dieser Sieg zeige, dass Gott jetzt auf Seiten der Christen sein müsse. Schon für das kommende Jahr rief er deshalb einen neuen Kreuzzug aus. Als Mann des Friedens teilte Franziskus diese Freude des Papstes nicht. Im September nahm er stattdessen ein Schiff, das ihn zum Sultan bringen sollte. Unglücklicherweise hielt ihn ein Sturm davon ab, sein Ziel zu erreichen. Schließlich versuchte er es erfolgreich im Jahr 1219, als der 5. Kreuzzug auf seinem Höhepunkt war. Trotz der Einwände des päpstlichen Delegaten blieb Franziskus bei seinem Friedensplan und ging zum Sultan,

nicht wissend, was ihn erwarten würde, denn die Kreuzzugspropaganda beschrieb den Sultan als „wildes Tier“! Aber Franziskus wurde freundlich aufgenommen, und zu seiner großen Überraschung entdeckte er, dass die Muslime nicht die Ungläubigen waren, als die sie beschrieben worden waren, sondern gläubige Menschen, deren Leben, Glauben und Beten ihn sehr beeindruckte.

Franziskus kehrte als gewandelter Mensch nach Italien zurück. Er konnte nicht für sich behalten, was er gesehen und was er erfahren hatte. Er begann Briefe zu schreiben, in denen er die Kleriker ersuchte, nicht nur die Verehrung der Eucharistie zu fördern, wie das Lateran-Konzil (1215) verlangt hatte, sondern auch „die geschriebenen Namen und Worte unseres Herrn“, wie er es bei den Muslimen gesehen hatte, die ihrem Koran einen Ehrenplatz geben und mit großer Hingabe die 99 wunderschönen Namen Gottes rezitieren. Er schrieb auch den Kustoden, den Leitern der Bruderschaft und den Bürgermeistern der Städte, und drückte seinen Wunsch aus, dass sie den muslimischen Gebetsruf einführen sollten, damit „durch alle Menschen in der ganzen Welt und immer zu jeder Stunde dem allmächtigen Gott Preis und Dank gegeben werde“. Die Häufung der verschiedenen Worte mit ihrer universalen Absicht gibt dem Text einen ekstatischen Klang, der seinen – Franziskus' – visionären Charakter unterstreicht. Franziskus träumte, wie Leonhard Lehmann treffend anmerkte, von einer „christlich-muslimischen Oikumene im Lobpreis Gottes“, nicht nur in Worten, sondern auch in Taten. Durch ihre gegenseitige Zusage, miteinander in Frieden leben zu wollen, können Christen und Muslime unsere Welt wahrhaftig zu einem Haus Gottes machen, in dem alle, die zum Volk Gottes gehören, willkommen sind.

Die Entscheidung Johannes Pauls II. 1986 die Führer der unterschiedlichen Glaubensrichtungen nach Assisi zu einem Weltgebetstag für den Frieden einzuladen, trifft sich gut mit der Vision, die Franziskus entwickelt hatte, als er unter den Muslimen lebte; sie war in der Lage, die Vorurteile abzubauen, die die Kirche pflegte in ihrem Kampf gegen sie.

Ich denke, er hätte es sehr bedauert, dass beim letzten Weltgebetstag „der Erinnerung an die 25. Wiederkehr der Initiative Johannes Pauls“ den

Repräsentanten nur die Gelegenheit gegeben war, eine Stunde in ihren Räumen privat zu beten. Ob Franziskus nicht das Gebet all derer geliebt hätte, die sich von überall her in Assisi versammelt hatten, um Gott zu loben und zu danken für all die guten Gaben, die er in seiner gnädigen Liebe über alle ausgegossen hatte? Und was ist mit dem Vorschlag eines Rabbis, dass das nächste Mal die verschiedenen Führer nicht nur bei den Gebeten der anderen dabei seien wie 1986, sondern tatsächlich zusammen beten, indem sie gemeinsam das Gebet um Frieden sprechen, das Franziskus zugeschrieben wird: „Herr, mach mich zu einem Werkzeug deines Friedens“?

Jan Hoeberichts, geb. 1929, studierte Philosophie und Theologie in den Niederlanden und in Italien. Er war von 1958 bis 1986 Professor für Moralthologie am Seminar in Karachi / Pakistan. Mitarbeiter des franziskanischen Studienzentrums in Utrecht/ Niederlande und der Missionszentrale der Franziskaner in Bonn.

Sein Spezialgebiet ist der Interreligiöse Dialog.

1994 erschien von ihm das Buch „Francis and Islam“

[deutsche Ausgabe: „Feuerwandler. Franziskus und der Islam, Butzon & Bercker-Verlag, Kevelaer 2001]“ und

2004 „Paradise Restored: The Social Ethics of Francis of Assisi“.

VORSCHAU auf Heft 1/2013

Franziskanische Prophetie der Armut in der Konzilsaula

Pfr. Norbert Arntz

Bekehrung der Prälaten

Eine Aktion des hl. Franziskus und eine Aufgabe nach dem Vatikanum II.

P. Hadrian Koch OFM

Kirche – das wandernde Volk Gottes in der Welt

Anmerkungen zum Konzilsjubiläum aus franziskanischer Sicht

P. Dr. Othmar Noggler OFM Cap

Ökologie – die fehlende Perspektive auf dem 2. Vatikanischen Konzil

P. Dr. Anton Rotzetter OFM Cap

„Ein und derselbe Geist hat Schwestern und Brüder bewegt“

Das Volk Gottes als geschwisterliche Kirche

Dr. Martina Kreidler-Kos

Die Laien, die Franziskaner und das II. Vatikanische Konzil

Dr. Mario Cayota OFS

Die säkulare Welt und die frohe Botschaft des Evangeliums

P. Prof. Dr. Udo Schmälzle OFM

Die Rezeption des 2. Vatikanischen Konzils in Brasilien und Lateinamerika

Leonardo Boff

TAUWETTER

...franziskanische Zeitschrift für Gerechtigkeit,
Frieden und Bewahrung der Schöpfung

2002

- 1 AFGHANISTAN – DAS UNBEKANNTE LAND AM HINDUKUSCH
- 2 AFGHANISTAN – MEHR ALS 2 JAHRZEHNTE KRIEG
- 3 ISRAEL UND PALÄSTINA – EIN LAND UND ZWEI GERECHTIGKEITEN
- 4 EHRFURCHT VOR DER SCHÖPFUNG

2003

- 1 KRIEG – NIEDERLAGE DER MENSCHHEIT
- 2 INTERNATIONALER RAT DES FRANZISKANERORDENS
FÜR GERECHTIGKEIT, FRIEDEN UND BEWAHRUNG DER SCHÖPFUNG
- 3 MIT EIGENSINN UND GOTTESGESPÜR:
KLARA VON ASSISI ZUM 750. TODESTAG
- 4 WASSER ALS LEBENSGUT

2004

- 4 DER SUDAN ZWISCHEN MACHTKAMPF UND VÖLKERMORD
- 3 GEWALTFREI
- 2 ZWEI KLASSEN MEDIZIN
- 1 MENSCHENWÜRDIG STERBEN

2005

- 4 EUROPÄISCHE IDENTITÄT
- 3 SOZIALSTAAT DEUTSCHLAND
- 2 DER HERR GEBE DIR DEN FRIEDEN – EINE NEUE WELT IST MÖGLICH
- 1 PAX AMERICANA

2006

- 4 INTERKULTURELLES ZUSAMMENLEBEN –
MUSLIME UND CHRISTEN IN DEUTSCHLAND
- 3 20 JAHRE FRIEDENSGETET VON ASSISI
- 2 OSTAFRIKA: DIE WUNDE IM FLEISCH
- 1 ROTE KARTE FÜR DEN MENSCHENHANDEL

2007

- 4 ELISABETH – EINE LEIDENSCHAFTLICHE FRAU
- 3 KOLUMBIEN: DIE SCHATTEN DES TODES
- 2 DIE SACHE DES FRIEDENS
- 1 WELTZOZIALFORUM NAIROBI 2007

2008

- 1 BEDROHT – VERFOLGT – VERTRIEBEN:
FLÜCHTLINGSSCHICKSALE IN OSTAFRIKA
- 2 GELD: GOTT-GÖTZE-GERECHTIGKEIT
- 3 FRANZISKANER IM DIALOG MIT DEM ISLAM
- 4 DER AFGHANISTAN – KONFLIKT

2009

- 1 ANSTÖSSE ZUR MENSCHLICHKEIT
- 2 KRISE AUS DUMMHEIT UND GIER
- 3 SCHÖPFUNG IM HERZEN DER SENDUNG
- 4 BIG BROTHER IS WATCHING YOU

2010

- 1 DIE BEWAHRUNG DER SCHÖPFUNG IM TÄGLICHEN LEBEN
DER MINDERBRÜDER
- 2 BEDINGUNGSLOSES GRUNDEINKOMMEN
- 3 ZUSAMMEN-LEBEN IN DEUTSCHLAND
- 4 25 JAHRE EINSATZ FÜR GERECHTIGKEIT, FRIEDEN UND
BEWAHRUNG DER SCHÖPFUNG – 25 JAHRE TAUWETTER

2011

- 1 KEUSCHE HURE KIRCHE – DER MISSBRAUCHSSKANDAL
FAKTEN UND FOLGERUNGEN
- 2 WELTETHOS – WIR HABEN ES SATT
- 3/4 FRANZISKANISCHES ENGAGEMENT FÜR UMWELTGERECHTIGKEIT

2012

- 1 DAS FRANZISKANISCHE MENSCHENBILD –
FUNDAMENT DES FRIEDENS
- 2 MULTIRELIGIÖSES UND INTERRELIGIÖSES ZENTRUM
IN BELGRAD
- 3 WIRTSCHAFT BRAUCHT ETHIK

BESTELLUNG ALTER HEFTE (VGL. WWW.TAUWETTER-ONLINE.DE) BEI:
REDAKTION TAUWETTER, IMMERMANNSTRASSE 20,
POSTFACH 240139, D-40090 DÜSSELDORF,
REDTAUWETTER@AOL.COM

AGGIORNAMENTO

EINER

überschritt Grenzen
wagte den Dialog
mit dem Andersgläubigen
und kehrte bereichert zurück

EINER

öffnete die Fenster
hin zur Welt
ließ frischen Wind
in muffige Kirchenräume

ZWEI

Leuchttürme und
Propheten ihrer Zeit:
Franziskus und
P. Johannes XXIII.

WER

erkennt heute
die Zeichen der Zeit
und setzt ein Zeichen
für Kirche und Welt?

Br. Stefan Federbusch